

zuschauen. Er beginnt seine Erzählung mit den Urzeiten, mit Eiszeit, Klimaschwankung, Verschiebung der Kontinente, führt durch Steinzeit, Bronzezeit, Eisenzeit, berichtet von dem Glauben jener Zeiten, von einem Lichtglauben der nordischen Rasse, der seine Wirkungen bis nach Indien ausgesendet haben soll, von den Felsbildern des Nordens, von dem Kult der Toten und der Lebenden, von germanischer Kunst, von den Wurzeln der Volkssage, und er führt die Betrachtung herab bis zum frühen Mittelalter. Es sind freilich vielfach recht luftige Gebilde, die er uns zeigt. Er kennt die arische Vorstellung, dass der Tote in das Licht zurückkehre; die ganze Anordnung der Externsteine gewinnt erst einen Sinn, wenn wir sie als eine Station zur Beobachtung der Gestirne betrachten. Eigentlicher Fachmann scheint Endres kaum auf einem der behandelten Gebiete zu sein. So kommt er dazu, etwa Wirths „Aufgang der Menschheit“ zu verwenden, der einen germanischen Gott *Urana* nenne, was noch im heutigen *Urahn* fortlebe. Er behauptet, S. 98: „die germanische Poesie kennt wohl die Minne und preist sie“; er kennt die Runenreihe der Edda und weiss, dass das Wessobrunner Gebet sich auf einem Stein beim Kloster Wessobrunn findet.

Demgegenüber wird aber das Werk wertvoll durch eine Fülle von schönen, trefflichen Abbildungen und Tafeln von Denkmälern der Vorzeit, auch von wenig bekannten, von Bauten und Kunsterzeugnissen späterer Tage. Dass sich darunter auch Bilder von Rekonstruktionen befinden, ist grundsätzlich nicht zu beanstanden. Aber wenn ein moderner Maler ein Semnonenlager ersinnt, oder wenn ein vorgeschichtlicher Edelhirsch gezeichnet wird, uns sogar Bilder aus Johannes Scherr vorgezogen werden, so ist das kaum mehr ernst zu nehmen.

Das Stück des Werkes, das uns am meisten angeht und anzieht, ist die eingeschaltete Uebersetzung der *Germania* des Tacitus. Es gibt zwei Arten der Uebersetzung. Man kann die Vorlage an ihrem Platze lassen, den Leser der Gegenwart zu ihr hinführen. Das ist das Verfahren, das gewöhnlich geübt wird. Oder man kann die Urschrift an den modernen Menschen heranbringen, sie so reden lassen, wie sie reden würde, wenn ihr Verfasser heute lebte: das ist das Verfahren, das Endres mit vollem Bewusstsein geübt hat. Er übersetzt etwa *terra etsi aliquanto differt* (cap. 5) folgendermaßen: „trotz mannigfacher landwirtschaftlicher Differenzierung“; *quis enim scrutatus est* (ebda.) durch „eine geologische Untersuchung des Gebietes hat ja nicht stattgefunden“, *nulla cultus jactatio* durch „man kennt kein Protzen mit der persönlichen Ausrüstung“. Dass die äusserst knappe Rede des Tacitus auf solche Weise manchem verständlicher wird, ist nicht zu bezweifeln. Leider hat aber Endres den lateinischen Text bisweilen nur recht oberflächlich angesehen. So kommt es dazu, dass er *umidior qua Gallias, ventosior qua Noricum ac Pannoniam aspicit* (Eingang von cap. 5) so wiedergibt: „es ist feuchter als Gallien und leidet mehr unter Stürmen als Noricum und Pannonien“, *aram Ulixi consecratam, adjecto Laertae patris nomine* (cap. 3) also: „der von Odysseus seinem Vater Laertes gewidmet gewesen sei“; *in ipso concilio* (cap. 13) wird übersetzt durch „bei dieser Erklärung“.

Bedauerlich ist es, dass ein so guter Deutscher von Fundamentierung, Konsequenzen, Präzession der Nachtgleichen, Tradition spricht.

Zwei Abschnitte des Werkes sind von einem anderen Verfasser bearbeitet: Emil Schwarzkopf stellt das Geldwesen der Frühgermanen dar und handelt über germanische Schmuckbrakteaten.

Giessen.

O. Behagel.

Jahrbuch für Volksliedforschung. Im Auftrage des Deutschen Volksliedarchivs mit Unterstützung von H. Mersmann, H. Schewe und E. Seemann herausg. von John Meier. 3. Jahrg. Berlin und Leipzig, de Gruyter. 1932. IV, 185 S. 4^o. 14.—, geb. 15.40 RM.

Das Jahrbuch für Volksliedforschung, dessen Band 1 und 2 im Literaturblatt 51, 193 und 53, 155 begrüsst werden konnten, ist der schweren Not der Zeit nicht erlegen. Dank der Hilfe des Preussischen Ministeriums für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung sowie der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft ist ein dritter Band erschienen, der mehr noch als seine Vorgänger auf der unmittelbaren Arbeit von Mitgliedern des Volksliedarchivs beruht. John Meier verfolgt die Ballade von der Frau von Weissenburg bis zu ihrem geschichtlichen Ursprung, der Ermordung des Pfalzgrafen Friedrich d. J. von Goseck am 5. Februar 1085. Wilhelm Heiske untersucht „Königskinder und Elsteinstrophe“; H. Schewe zeigt „Neue Wege zu den Quellen des Wunderhorns“; Erich Seemann umschreibt das Verhältnis der Neuen Zeitung zum Volkslied; zugleich dehnt er die schon bisher gegebene Übersicht über die wichtigste Volksliedliteratur auf die Jahre 1929 und 1930 aus und weist (mit Otto Stückerath) weitere Kunstlieder im Volksmund nach. Auf den im Volksliedarchiv geordneten Stoffmassen beruhen die Arbeiten von G. A. Megas in Athen über die Ballade von der Losgekauften und von Fred Quellmalz über die Melodien zu dieser Ballade. Von Johannes Bolte stammen zwei kürzere Beiträge: „Die Liederhandschrift des Grafen Hans Gerhard von Manderscheid“ und „Alte Jenaer Studentenlieder“.

Gemeinsames Ziel aller dieser Arbeiten ist, das Deutsche Volksliedwerk der Zukunft vorzubereiten und zu ermöglichen, dass dort die Wiedergabe der Lieder und die Darstellung ihres Werdens einwandfrei gestaltet werden können. Immer wieder wird dabei deutlich, wie weit die Untersuchungen greifen, wie tief sie gehen, wie innig literarische und musikalische Erforschung ineinandergreifen müssen, wenn unanfechtbare Ergebnisse gewonnen werden sollen. Doch die Scholle festen Landes, auf der man sicher treten und haltbar bauen kann, hebt sich jedes Jahr breiter und tragfähiger aus der Flut der Volkslieder — dank vor allem der weitgespannten Arbeit des Deutschen Volksliedarchivs und seines Jahrbuchs.

Giessen.

Alfred Götze.

Vier Meistergesänge von Heinrich von Mügeln, von Ulrich Kube. Berlin, Ebering. 126 S. 8^o. [Germanische Studien, hrg. von Ebering, 112.]

Kube hat unter den Meistergesängen Heinrichs von Mügeln vier längere Stücke ausgewählt, die die Möglichkeit boten, ein klares Bild des Handschriftenverhältnisses herauszuarbeiten, „den tum, von allen frien künsten, den guldin schillinc, von der kunst Astronomie“. Es ist ihm gelungen, uns einen im wesentlichen durchaus gesicherten Text vorzulegen; gegen seine Durchstellung der Handschriftenverhältnisse ist wohl kaum etwas einzuwenden. So er-

halten wir denn ein anschauliches Bild von dem, was an Gesuchtheit des Ausdrucks hier möglich war; es sind Wendungen ganz gewöhnlich, wie *des mutes sark, der witze wachs, des todes fasz, der wolken achsel, eins zwiges blat*.

Sonderbare Dinge stehen in der Beschreibung der Sprache der Hss. In *oder* soll *o* für *a* stehen, in *solich* *o* für *u*. Die Nasalierung in *meister* soll alemannisch sein; das sagt zwar Lexer, aber heute wissen wir das doch besser, vgl. meine Gesch. d. dtsh. Spr. 298. Zum Text bemerke ich das Folgende: S. 55, 1, 4 ist doch wohl *nemves* als das Seltenere das Echte, vgl. Synt. 1, 198. S. 64, 19, 10 muss es *roste* statt *roste* heißen. S. 78, 46, 8 l. *in lop*. S. 90, 10, 8 verstehe ich nicht. S. 93, 3, 7 ist so kaum zu verstehen; ist *ufbit* Imperativ? dann müsste Ausrufungszeichen stehen. S. 95, 7, 11 l. *Boecius*. S. 97, 11, 11 tilge das Komma. S. 110, 7 fehlen die Satzzeichen nach 6, 9, 10, wie bei letzterem Vers auch die Zählung fehlt.

Giessen.

O. Behaghel.

Gottfried Fischer, Geschichte der Entdeckung der deutschen Mystiker Eckhardt, Tauler und Seuse im 19. Jahrhundert. 134 S. Universitätsbuchhandlung Gebr. Hess A.-G., Freiburg i. Ue. 1931.

Nicht nur für die Erforschung der altdeutschen Mystik und für die Wissenschaftsgeschichte des 19. Jahrhunderts ist die vorliegende Untersuchung, eine Freiburg-Schweizer Dissertation aus der Schule W. Oehls, von Belang, sondern für die geistige Geschichte des 19. Jahrhunderts überhaupt. Dass man an der im 18. Jahrhundert fast ganz verschütteten altdeutschen Mystik nun wieder Anteil nimmt, ist schon in sich ein bezeichnender Unterschied gegenüber der vorhergehenden Zeit, und es verdient gewiss gründliche Beachtung, dass das 19. Jahrhundert nicht nur die Zeit der Industrialisierung, des Positivismus und des heraufziehenden Klassenkampfes ist, sondern auch ein Zeitalter neuer Zuwendung zu mystischen Phänomenen und mystischem Schrifttum. Wie wenig wir aber über diese Zusammenhänge wissen das zeigt — abgesehen von den Leerstellen in den Literaturgeschichten — mit verblüffender Deutlichkeit der Mystik-Artikel in der Neuauflage von „Religion in Geschichte und Gegenwart“. 1930 erschienen und 60 Spalten umfassend, bietet er einlässliche Darlegungen über die in Frage kommenden Jahrhunderte mit Ausnahme eben des neunzehnten. Es wird dort geradezu ein Sprung gemacht vom „deutschen Idealismus“ zum Ausgang des Jahrhunderts, von Schleiermacher zu Troeltsch, Wobbermin und R. Otto, für das katholische Bereich gar von Fénelon zu Saudreau und Poullain. Selbst die Namen Diepenbrock, Görres, Denifle fehlen, von mystischen Aufzeichnungen wie denen der Schw. Emilie Schneider (1820—1859) ganz zu schweigen.

So hat die Arbeit Fischers schon allein durch ihre Sammlung und Ordnung eines überaus reichhaltigen Materials ein beträchtliches Verdienst, und sie könnte der nicht reindichtungsgeschichtlich eingestellten Literaturgeschichtsschreibung manche Anregung geben, wenn ihr selber auch die angestrebte geistesgeschichtliche Einordnung naturgemäss nur in Ansätzen gelingen konnte. Sie erschöpfender zu leisten, würde die gründlichste Vertrautheit mit dem ganzen 19. Jahrhundert voraussetzen. Immerhin werden die Antriebe recht deutlich, die aus den Kreisen um Sailer, um Hegel, um die protestantischen Kirchengeschichtler der Jahrhundertmitte hervorgehen, und vortrefflich ist der grössere Zusammenhang der katholischen Theologie-

geschichte umrissen, in dem die entscheidenden Mystikforschungen Denifles gesehen werden müssen.

Sehr nützlich ist gleich das einleitende 1. Kapitel, in dem das Fortleben der drei Mystiker bis ins 18. Jahrhundert gezeigt wird. Wir waren dafür bislang auf verstreute Einzelangaben angewiesen, und die Forschung auf den Gebieten dieser Zwischenjahrhunderte wird diese erste Zusammenfassung dankbar begrüßen, die anmerkungswise auch den Umbruch von der „germanischen“ Mystik zur „romanischen“ um 1700 im Anschluss an Wieser berührt. Mit dem Ausgang des 18. Jahrhunderts setzt die breitere Darstellung ein. Auf eine Zeit unbestimmterer geschichtlicher und philologischer Fragestellungen folgt lebhaftes Texterneuern zu erbaulichen Zwecken und philosophisches Ausdeuten (Baader, Hegel, Schopenhauer). Die Forschung im engeren Sinn setzt mit A. Schmidts Eckartbuch von 1839 ein, und sie wird nun ganz überwiegend von protestantischen Forschern gepflegt, bis sie Denifle aus seiner dominikanischen Scholastik-Kenntnis heraus in andere und sachgemässere Zusammenhänge rückte. Die Gründe dafür und die einzelnen Phasen hat Fischer mit ruhigem Umblick und geduldigem Fleiss dargelegt.

Münster (Westf.).

Günther Müller.

Wilhelm Schoettler Die innere Motivierung in Grabbes Dramen. Berlin, Junker & Dünhaupt. 1931 [Neue Forschung, Arbeiten zur Geistesgeschichte der Germanischen und Romanischen Völker. Nr. 9.]

„Es muss möglich sein, aus der Untersuchung der inneren Motivierung psychologische Erkenntnisse zu gewinnen oder zu belegen, wenn man sie anderswoher gewonnen hat; umgekehrt kann der Erfassung der Motivierung die psychologische Kenntnis wertvolle Dienste leisten. Diese gegenseitige Ergänzung zu erbringen und damit ein möglichst gründliches Bild von der Gesamtpersönlichkeit Grabbes zu entwerfen, versucht die vorliegende Arbeit.“

Sieben Kapitel bietet wohlgegliedert diese psychographische Darstellung: Grabbes Jugend und psychologische Grundlage; Die erste Schaffensperiode Grabbes (1819—1823); Die Motivierung in den Dramen der ersten Epoche; Einsamkeit und Eros; Die innere Motivierung in den Dramen der mittleren Epoche; Die Dramen der Reifezeit; Eros und Ethos. 4 und 7 sind die zur Gesamtkennntnis Grabbeschen Geistes wichtigsten, 3, 5, 6 bieten die gründlich und fein ausgewerteten Materialien.

Innere und äussere Ziellosigkeit, Exzentrizität im wahren Sinne, sind Kennzeichen im Wesen des jungen Grabbe auch noch nach der Pubertät. Er wird nie Tatmensch, sondern er gestaltet diesen Typus als Wunschbild, weil er selbst Grübler und sehnsüchtiger Gestalter bleibt, der von der erlösenden Tat träumt, aber nicht selbst sie vollbringen kann. Veränderung der Umwelt als etwas Aeusseres vermag Grabbes Inneres nicht zu wandeln, das immer erneut die mit unbestochener Wahrhaftigkeit erkannte Zwi-spältigkeit zu überwinden sucht. Er ist religiös, aber in keiner Weise kirchlich. Die Natur ist ihm wichtig, aber infolge des Mangels jeglicher Musikalität gestaltet er sie niemals umfassend künstlerisch. Grabbe besass einen ihm selber unheimlichen Wahrheitsdrang, der dauernd zu schwersten äusseren Konflikten führte. „Gothland“ ist die Tragödie der Pubertät schlechthin. Aus der Bruderliebe erwächst die ganze Tragik, die für den Grabbe des „Goth-